

Marbella Vice

Spaniens Nobelseebad als Extremfall urbanistischer Korruption

DIE EINLADUNG. «Und sollte es dich mal nach einer Woche Marbella gelüsten, hast du ja meine Nummer», flocht Kristina Szekely um das obligate Abschiedsküsschen nonchalant ein. Vor meinen Augen flimmerte kurz das Bild einer Villa auf, in «echt andalusischem Stil», von deren Swimming Pool aus ich hinüber auf den Golfplatz blinzeln würde. Eine Woche als falscher Pascha an der Costa del Sol, warum eigentlich nicht? Golf habe ich allerdings noch nie gespielt. Und – musste ich mich weiter fragen – wie leicht bin eigentlich ich zu bestechen?

Kristina Szekely ist die Huld in Person, und eine Menschenkennerin obendrein. Mit jedermann im Nu per Du. In Budapest geboren, gilt sie heute als führende Immobilienmaklerin auf dem Platz Marbella. Sie lächelt dem Ankömmling von unzähligen Plakaten entgegen. Sie lächelte auch, als wir sie kurz vor der Abreise aus Marbella fragten, ob sie als örtliche Branchenführerin denn keine Wohnungen in illegalen Überbauungen anbiete? «Illegal, illegal, plötzlich dieses Wort! Was heisst das überhaupt? Ich bin sicher, alles lässt sich zum Besten arrangieren. Marbella ist in einer Übergangssituation, nichts weiter.»

Das Nobelseebad an der Costa del Sol war lange Europas Eldorado für jene Vermögenswerte, welche in der internationalen Geschäftssprache den vertrauenerweckenden Namen *real estate* tragen. Vor 1970 zum Tummelplatz der Aristokratie aufgestiegen, verlieh Marbellas Festen bald Geld- und geistiger Adel zusätzlichen Glanz, und manch ein Filmstar liess sich gleich hier nieder. Alfonso von Hohenlohe, Adnan Kashoggi, Jean Cocteau, Deborah Kerr – solche Namen lassen das marbellinische Gemisch jener Epoche erahnen. Es sollte noch toller kommen, als sich der saudische König Fahd ein dem Weissen Haus nachempfundenes Anwesen errichten liess und jeweils mit mehrtausendköpfigem Gefolge in seine Sommerresidenz einzog, hoch über dem kurz zuvor von einem katalanischen Visionär gebauten Puerto Banús, an dessen Kais bis heute jeden Abend die Parade der Luxuskarossen nicht

abreißt, und wo die Boutiquen von Gucci und Bulgari die Nachtschwärmer noch um zwei Uhr früh zu einem kleinen Kreditkarten-Capricho verlocken.

Und doch ist an der Herrlichkeit etwas faul. Die Herzpostillen mögen, Tendenz freilich fallend, ihren Sommerstoff teils immer noch hier beziehen. In der spanischen Tagespresse hingegen ist die Stadt längst zum Synonym für die ruchloseste Korruption geworden: für einen während fünfzehn Jahren in mancher Hinsicht rechtsfreien Raum, überwuchert von illegalen Überbauungen, in welche Schwarzgelder teils übelster Provenienz geflossen sind. Nirgendwo ist die Zubetonierung der spanischen Mittelmeerufer, beklagt seit den 1970er Jahren, dreister betrieben worden als an der Küste, deren Herzstück Marbella ist.

Vor einigen Jahren ordnete die andalusische Regionalregierung auf einen Schlag einen Baustopp für zweihundert Überbauungen an. 2005 geriet die Stadt erneut in die Schlagzeilen, als eine Verhaftungswelle den Sumpf der internationalen Geldwäscherei offenbarte, wobei inzwischen namentlich russische Mafiabanden die Geschäftssitten an der Costa zu schätzen gelernt hatten. Im März 2006 kam es zum nächsten Eklat, als die amtierende Bürgermeisterin Marisol Yagüe festgenommen wurde, und mit ihr über zwei Dutzend weitere Stadträte, Anwälte, Bauunternehmer und Strohmänner. Die Delikte, derer sie bezichtigt werden, heissen wahlweise Bestechung, Veruntreuung, Steuerhinterziehung, Geldwäscherei, Amtsmissbrauch, Hehlerei.

Die Stadtregierung wurde aufgelöst und ersetzt durch eine von der andalusischen *Junta* bestimmte Interimsverwaltung: *la Gestora*. Am Fernsehen witzelte einer, den Inhaftierten werde kein Hofgang gewährt, damit sie den Gefängnishof nicht gleich mit Reihenhäusern vollstellten. Im Sommer wurden in zwei Wellen nochmals über dreissig Personen festgenommen, darunter Yagües Amtsvorgänger und mehrere Bauunternehmer, aber auch niedrigere Chargen der Lokalpolitik. Ein verschwenderischer Lebensstil, nicht immer in Einklang mit der beruflichen Position des Betroffenen, gehört sozusagen zum Lokalkolorit.

LOKALE SITTEN: *honnei soit qui mal y pense*. Wer sie eingeführt hat, ist im übrigen heute klar. Eine der beiden Schlüsselfiguren heisst Juan Antonio Roca. Er agierte im Schatten.

Erst bei seiner Verhaftung am 30. März trat seine Vorliebe für Rennpferde, Privatjets und Miró-Gemälde ans Licht – die damals gerichtlich beschlagnahmten Vermögenswerte werden auf 2,4 Milliarden Euro geschätzt, erworben offenbar vorwiegend aus Schmiergeldern. Roca war als langjähriger urbanistischer Berater der Stadt der eigentliche Drahtzieher. Von Stadtplanung verstand er nichts, von Grundstück-Umwidmungen und den damit einhergehenden fulminanten Wertsteigerungen umso mehr. Er war es, der mit den Promotern die sogenannten *convenios* aushandelte, um dann prall gefüllte Umschläge an die Stadträte zu verteilen und so reihenweise dem geltenden Recht spottende Baulizenzen zu erkaufen.

Der im Licht stand, und in dessen Auftrag Roca handelte, war der in ganz Spanien als populistischer Polterer bekannte Bauunternehmer Jesús Gil y Gil. 1969 wegen eines Gebäudeeinsturzes mit 58 Todesopfern erstmals verurteilt, alsbald von Franco begnadigt, seit 1987 Präsident des Fussballklubs Atlético Madrid, liess er sich 1991 als Kandidat seiner eigenen Partei – genannt G.I.L.: Grupo Independiente Liberal – zum Bürgermeister von Marbella wählen. Obwohl in zahllose Prozesse verwickelt, wurde er zweimal mit absoluter Mehrheit wiedergewählt... und würde es, wäre er vor zwei Jahren nicht gestorben, vielleicht noch heute. Zu Gils Programm gehörte die Säuberung der Stadt von Unrat und Gesindel: weg mit allen Kleinkriminellen. Umso wundersamer sollte sich in Marbella das mafiöse White-Collar-Gangstertum vermehren.

«Gil hatte schon um 1984 erste Grundstücke in Marbella erworben», erinnert sich der Blumenhändler Juan Berrocal. Wir sassen im Garten des Hotels El Fuerte im Zentrum der Stadt. Berrocal verkörpert – wie das prächtige alte Hotel – jene Zeiten, als noch kein Schatten auf Marbellas Glamour lag. Dass er zu verblasen beginne im nunmehr demokratischen, sozialistisch regierten Spanien der 1980er Jahre, dies freilich mochten gewisse Kreise befürchten. «Da also tauchte Gil auf: ein Rüpel, ein Grossmaul. Aber mit Charisma. Sein Motto lautete: Aus dem Knast kommst du leichter heraus als aus der Armut.»

Juan Berrocal ist einer der wenigen Alteingesessenen in einer Stadt, die nicht zuletzt daran krankt, dass sich ihre Bewohner – offiziell 125 000, «Saisonaufenthalter» und Feriengäste mitgerechnet aber leicht das Dreifache – mehrheitlich einen Deut um die

lokalen Belange scheren: Begüterte aus aller Welt, eingeriegelt in ihren von Kameraaugen bewachten Traumhäusern.

Juan hingegen kennt hier praktisch jeden. Für wieviele Feste hat er, als erster Florist am Platz, nicht den Blumenschmuck geliefert? Das Geschäft läuft weiter – mitten im Gespräch fällt ihm plötzlich ein, nächste Woche treffe «der von den Emiraten» ein: noch ein Scheich, dessen Sommerresidenz er auszuschnücken hat. Berrocal glaubt wie eh und je an Marbellas Herrlichkeit, die Wundertätigkeit seines Mikroklimas, seine Bestimmung zu einem paradiesischen Ort. Sein Gepräge allerdings verliehen ihm nun nicht mehr «die Aristokratie und der Jetset, sondern Promis und Petrodollars». Keine Frage: «Gil hat zuviel Zement hineingepumpt.» Dessen System habe über so lange Zeit funktioniert, «weil er unzählige Leute reich gemacht hat: all die Marodeure, die Aasgeier, die sich um ihn scharten. Ein schlauer Hund, das war er wohl.»

EINE ANHÄUFUNG NICHTSSAGENDER BAUTEN, aufgetürmt um die kleine, durchkommerzialiserte Altstadt: das Zentrum von Marbella ist einfach hässlich. Nicht die Spur von Nizza'scher Grandezza. Selbst ein Gil musste dieses Manko empfinden und liess daher den Strand mit aberwitzigen Elefantenattrappen aufmöbeln, deren Rüssel sich als Duschköpfe entpuppen. Die Alameda, ein üppiger, mit Marmorfliesen nobilitierter Garten, ist weit und breit der einzige öffentliche Raum, den sich die Stadt geleistet hat. Hingegen ist der märchenhafte Pflanzenbewuchs allgegenwärtig. «Sind vielleicht», fragte der Fotograf Alfredo Cáliz, «die Gärtner die im Schatten wirkenden Gehirne von ganz Marbella?» – Jedenfalls helfen sie die Hässlichkeit des Gebauten vertuschen. Der einzige Gärtner aber, den ich ansprach, stand hoch oben auf einer Leiter im Garten unseres Hotels und liess erst seinen Strohhut fallen, dann nur noch die Bemerkung: «Marbella, maravilloso.» Er stammte aus der Ukraine.

Auf der Alameda sassen zwei ebenso gut gekleidete wie gut gelaunte Damen. Als ich sie mit der gebührenden Vorsicht um ihre Meinung über die skandalösen Ereignisse der letzten Zeit bat, platzten sie vor Lachen heraus. Der Stadtrat *in corpore* im Karzer? War vielleicht etwas anderes zu erwarten gewesen? Gil nannten sie den «maestro de maestros» – der Absahner, wohlverstanden. Sie stammten aus Chile, seit Jahrzehnten hier ansässig.

Das wahre Marbella – «la magna Marbella», wie es auf einem Plakat heisst – sind indessen nicht die paar belebten Strassen im Zentrum. Vielmehr ist es – absolut amerikanisch – ein nur mit dem Auto zu erfahrendes diffuses Gebiet, 24 Kilometer der Küste entlang, aber längst auch landeinwärts verbaut, durchschnitten einzig von zwei parallelen Hauptachsen, der Nationalstrasse und der Autobahn. Weitere Strassen sind auf den üblichen Stadtplänen kaum eingezeichnet. Vielmehr stellen sie die Küste in Form farbiger Kleckse dar, und jeder davon repräsentiert eine von einem bestimmten Promoter geschaffene Überbauung oder auch einen Golfplatz; erstere zu Hunderten, letztere zu Dutzenden. Man könnte von tachistischem Urbanismus sprechen. Die ganze Küste von Torremolinos bis Sotogrande – 110 Kilometer – erscheint als ein einziger Flickenteppich. Welche dieser Flicke, Flecke oder Kleckse sich einer Baugenehmigung verdanken, die nur mit Schmiergeldern erlangt werden konnte, das geht aus dem Stadtplan nicht hervor. Allein in Marbella gelten 30 000 Wohnungen als illegal. Seit Spaniens Zeitungsleser – und nicht nur aus Marbella – fast täglich von Grundstücken erfahren, deren Wert sich binnen kürzester Frist vervielfacht hat, gehört das Wort *recalificación* zum spanischen Grundwortschatz.

Über die Hügel von Marbella kurvend, könnte man sich bisweilen in Beverly Hills wähnen: die Odeur des schon länger hier ansässigen Reichtums liegt, aus akkurat gestutzten Hecken aufsteigend, in der Luft. Neuere Überbauungen hingegen türmen sich oft zu burgähnlichen Gebilden auf, strotzend von Phantasieformen und Verschnörkelungen, die als «echt andalusisch» oder als «maurischer Einschlag» angepriesen und von den Kunden offenbar geschätzt werden. Einen Teil des Marbella bisher treuen Geldadels haben sie inzwischen bereits vertrieben. Wie so manches hier, macht auch dies in zugespitzter Form ein Problem deutlich, von dem bald das ganze Land betroffen sein könnte. Denn dieselbe, überwiegend aus dem nördlichen Europa stammende Kundschaft, deren Nachfrage heute für die spanische Küstenzubetonierung zumindest mitverantwortlich ist, könnte sich eines Tages vom Ergebnis angewidert abwenden. Greenpeace zufolge sind an der spanischen Mittelmeerküste zurzeit weitere 1,5 Millionen Wohnungen, 303 neue Golfplätze und 116 Jachthäfen im Bau oder geplant.

DER PROPAGANDAAPPARAT DES G.I.L. war in einem jener für Marbella typischen Gebäude untergebracht, die ebensogut eine Schönheitsklinik wie eine Immobilienfirma beherbergen könnten. Die nun hier herumsitzen, vielmehr herumrennen, sind von der Gestora eingesetzte Leute; jedenfalls die höheren Kader. Man spürt ihre Nervosität, denn sie haben ein Chaos geerbt. Rafael García ist der neue Pressechef. Was bisher unternommen wurde? Als erstes habe man «La Tribuna» abgeschafft, sozusagen das Zentralorgan des G.I.L., als Gratisblatt täglich in 20 000 Exemplaren verteilt und von nicht zu unterschätzendem Einfluss. «Eine von der Regierung herausgegebene Tageszeitung, das hatte es seit Franco-Zeiten nicht gegeben.» Wir durchblätterten einige der letzten Ausgaben, in denen die einstweilen eingekerkerte Bürgermeisterin Marisol Yagüe jeweils als nicht mehr ganz frisches Covergirl erschien.

Weiter betreiben möchte man hingegen den lokalen Fernsehkanal. Bloss seien dafür praktisch keine Mittel vorhanden – «wir können uns nicht mal Batterien leisten». Denn so reichlich das Geld in Marbella floss, es floss nicht in die Stadtkasse. Die Gemeinde ist so gut wie bankrott, ihre Schulden werden auf eine halbe Milliarde Euro beziffert. Gil hatte einen – äusserst ineffizienten – Apparat von über 3000 Beamten geschaffen: mehr als in fünfmal bevölkerungsreicheren Städten wie Málaga oder Sevilla. Noch so eine Methode, um sich die Einwohnerschaft gefügig zu machen.

WAS TAT DENN – UND WAS TUT NUN – DIE JUSTIZ? Unweit von hier hat Gil seiner Stadt mit einem *Pirulí* genannten, die ohnehin hässliche Kreuzung beim Kongresszentrum verschandelnden Kupferkegel ein unübersehbares Wahrzeichen geschenkt. Hinter dem Kongresszentrum ragt, ebenso monströs, das Hotel Senator auf. Es wurde unlängst auf einem Grundstück hochgezogen, das als Areal für öffentliche Einrichtungen ausgewiesen war. Ob es je eröffnet werden wird, ist beim heutigen Stand der Dinge ungewiss: Es ist das erste Objekt, dessen Abriss die Gestora nun anstrengt. Von hier führen wir zur Shopping-Mall La Cañada, der grössten Andalusiens, die nach geltendem Baurecht gleichfalls nie hätte gebaut werden dürfen. Dennoch stehen hier heute Filialen aller gängigen Marken offen – La Cañada wurde fertiggestellt, als die andalusische Justiz scheinbar noch schlief.

Das Unerklärliche erklären: wie über Jahre hinweg gebaut werden konnte, was nicht hätte gebaut werden dürfen, das übernahm nun Javier de Luis, der als Aktivist einer Umweltschutzorganisation reichlich Erfahrungen mit der Justiz gesammelt hat. «Wir haben gegen rund 300 Territorialdelikte Anzeige erstattet. Die Junta selbst hat 993 von der Stadt Marbella erteilte Baubewilligungen angefochten. Einer der Tricks Gils bestand darin, die offizielle Publikation des 1986 ausgearbeiteten und von der Regionalregierung anerkannten Zonenplans für Marbella zu verhindern. Daher hatte dieser keine Rechtskraft, und alle Einsprachen wurden abgeschmettert oder archiviert, während Gil seine eigenen Pläne von Jahr zu Jahr, ja von Tag zu Tag seinen Interessen anpasste. Erst 2002 erklärte der Oberste Gerichtshof in Madrid den Zonenplan von 1986 für rechtsgültig. Sechzehn Jahre lang konnte so Gil, der in Marbella schon lange vor seiner Wahl zum Bürgermeister herumgeschachert und seine Klüngel gebildet hatte, das Gesetz zum Narren halten.»

Gewiss haben noch andere Faktoren hineingespielt. Die spektakulären Wahlerfolge Gils in Marbella versetzten, zumal er Expansionspläne seiner Partei nie ausschloss, insbesondere die in Andalusien vorherrschenden Sozialisten in Angst und Schrecken – und bewegten die Regionalregierung ihm gegenüber lange zu einer nachgiebigen Haltung. Der Schlendrian der spanischen Justiz ist ohnehin notorisch; und gegen gewisse Versuchungen sind Richter genauso wenig gefeit wie Politiker. Unter den Inhaftierten finden sich im übrigen Stadträte jeglicher Couleur. «Gils System war lückenlos», resümierte Javier de Luis: «Von der vertraulichen Absprache betreffend Umwidmung bis zur Hypothek, die die Bank dem Käufer gewährt.»

Gils politische Karriere endete 2002 aus einem eher harmlosen Grund: er hatte die Trikotwerbung von Atlético Madrid, dessen Mehrheitsaktionär er war, aus der Stadtkasse von Marbella bezahlt, dessen Bürgermeister er war. Sein Nachfolger Julián Muñoz, frisch vermählt mit der berühmten Schlagersängerin Isabel Pantoja – was schon fast wieder einen Hauch, vielmehr Schwall von Glamour über die Stadt brachte –, wurde seinerseits bereits wegen à peu près hundert urbanistischen Delikten gerichtlich belangt. Kaum wiedergewählt, wagte er den Versuch, sich des allmächtigen Drahtziehers Roca zu entledigen, dessen Habgier offenbar mit seiner eigenen kollidierte. Der politische Scheintote Gil persönlich fädelte hierauf, über alle

Parteigrenzen hinweg, den Misstrauensantrag ein, der Muñoz aus dem Amt fegte. Was er nicht mehr erlebte, war der – vielleicht wieder nur scheinbare? – Zusammenbruch seines Systems, als Roca und die neue Bürgermeisterin Marisol Yagüe ihrer urbanistischen Missetaten wegen im Gefängnis landeten. Kurz darauf folgte ihnen Muñoz, dessen Verhaftung die besonders herzliche Anteilnahme der Öffentlichkeit erfuhr. Auf den «Marbella Prison Blues» aus der begnadeten Kehle der Pantoja, seiner schlagersingenden Gattin, wird man aber wohl vergeblich warten.

Da sitzen sie nun. Der Gefängnishof wird nicht überbaut, aber über die Hügel von Marbella rattern weiterhin die Zementlaster. Was wurde eigentlich aus dem Baustopp, den die Junta vor über drei Jahren erlassen hat? Javier de Luis hat auch darauf eine Antwort. Um seine Einhaltung habe die Stadt Marbella sich einen Deut geschert, vielmehr gegen jeden einzelnen davon Rekurs eingelegt – selbstverständlich auf Kosten der Steuerzahler und nicht etwa mit von den Promotern bezahlten Anwälten. «Wurde zum Schein doch einmal eine Baustelle geschlossen, verschafften sich die Arbeiter am nächsten Morgen mit einem Fusstritt Zugang. Der zunehmende Druck der Justiz veranlasste die Bauunternehmer bloss zu noch grösserer Eile: so schnell wie möglich so viel wie möglich fertigbauen, heisst die Devise.» Ob so nicht auch dem Pfusch Tür und Tor geöffnet werden, diese Frage erspart man sich lieber.

DIE INTERIMSV ERWALTUNG, die Marbellas Geschicke bis zu den Neuwahlen nächsten Frühling lenkt, steht vor einer verteufelten Aufgabe. Für den Bereich Urbanismus ist Rafael Duarte verantwortlich, der hin und her pendelte zwischen seinem dauernd klingelnden BlackBerry und dem an die Wand gepinnten Stadtplan. Auch dieser Plan glich einem Flickenteppich, bloss dass darauf nicht nur die Nähte, sondern Schuss und Kette sichtbar waren. Duarte schlüsselte kurz die Probleme auf, mit denen sich die *Gestora* auseinandersetzen hat. «Einerseits sind sie interner Natur: die aufgeblähte Stadtverwaltung. Der Personalbestand müsste mindestens halbiert werden, was sich natürlich keine gewählte Regierung leisten kann.» Uns interessierten jedoch mehr die externen Probleme, zum Beispiel die Durchsetzung des Baustopps bei illegalen Überbauungen. Duarte nannte ein oder zwei Beispiele, wo die Maschinen nun stillstehen; allerdings sind die fraglichen Objekte praktisch schon fertiggestellt. Laut

jüngsten Zahlen hat die Gestora inzwischen immerhin 84 Baustellen geschlossen, die einer Bausumme von weit über 200 Millionen Euro entsprechen.

Ob ich denn, fragte Duarte, den P.O.T. nicht kenne? Tatsächlich hatte ich noch nie von dem neuen *Plan de Ordenación Territorial* für die Costa del Sol gehört, den die andalusische Regierung ausgearbeitet hat und der dem Wildwuchs – von Marbellas Edelkitschüberbauungen bis zu den eine ganz andere Kundschaft anziehenden Hotelklötzen von Torremolinos – eine gewisse Kohärenz verleihen soll. Die betreffende Uferlinie, 1955 noch jungfräulich, war schon um 1975 komplett überbaut. Seither hat sich der Flickenteppich ins Hinterland gefressen: regellos, oft widerrechtlich, jeglicher öffentlicher Einrichtungen und Verkehrssysteme entbehrend. Das ist der *fait accompli*, der den andalusischen Planern, zumal die Nachfrage anhält, nur der Sprung nach vorn offenzulassen scheint. Die heute offiziell 300 000 betragende Einwohnerzahl soll auf 1,7 Millionen gesteigert, die Costa del Sol vollends in Europas Altersheim verwandelt werden. Dies wohl, mit tauglichen Nahverkehrssystemen und einem Minimum an planerischen Kontrollinstrumenten.

Circa 30 000 widerrechtlich gebaute Wohnungen in Marbella werden in einem Meer weiterer Bauten untergehen. Ihren Abriss zu verlangen, wäre daher absurd – nicht nur weil es unter ihren Eigentümern, nebst skrupellosen Geldwäschern, die sie im Dutzend erstanden, auch manch arglosen Rentner aus Aarhus oder Kilchberg gibt, der von Marbellas Fallstricken nichts ahnte. Nichts ahnen wollte jedenfalls von jenen infamen Geschäftspraktiken, aus denen Geber wie Nehmer so prächtige Profite schlagen, und die nun die Leuchten der andalusischen Rechtssprechung beschäftigen werden, in der unwahrscheinlichen Aussicht, dem einen oder andern Promoter eine kleine Abgeltung abzurufen, ein paar Quadratmeter für einen Spielplatz vielleicht, als Gegenleistung für seine widerrechtliche, aber «echt andalusisch» gestylte Protzsiedlung.

Im Hinterland muss man sich verlieren, hügel auf hügel ab. Aus der Ferne zog uns ein wie eine Fata Morgana eine Kuppe überprangendes Gebroche aus Säulen und Brüstungen an; verschwand in den tieferliegenden Developments aus dem Blickfeld, bis wir nach viertelstündigem Herumkurven plötzlich am Fuss der massiv gemauerten Fata Morgana anlangten, durch diese hinauffahren und auf der andern Seite des Hügels

hinunterschauten auf weitere Ansammlungen jüngst errichteter Brocken, die jetzt schon die Flanken der Marbella umkränzenden Gebirgszüge erklimmen. Bis dorthin führen wir nicht; bloss bis zum Lago de las Tortugas, dessen Umgebung dem Fiebertraum eines Baulöwen gleicht: die Topographie zu Reihenhäusern gedrillt, die letzten Lücken von Betonskeletten und Stapeln von Zementsäcken verstellt, zwischen denen Trucks herumratterten. War nicht von einem Baustopp die Rede gewesen? «Baustopp? Wir schufteten wie die Irren», rief mir ein Lastwagenfahrer aus seiner Kabine zu, während etwas weiter unten, in einem jener grünen marbellinischen Täler, ein Golfspieler zum Schlag ausholte.